zer Entfernung antwortet der Gegner. Ruf und Gegenruf — ein Ton. Aeste brechen, Erdklumpen und Moosfetzen fliegen umher. Scheu lugt aus dem Tann das Muttervild. Die Gegner sind aneinander geraten; stoßen, schieben, drängen sich. Die harten Läufe reißen den Boden auf; mit hellem Klang schlagen die Geweihe aneinander. Immer heißer wird der Kampf, ein chaotisches Gewirr. Zwei Körper sind ein Leib. Eine Szene, die kein Pinsel und keine Feder wiederzugeben vermögen. Da — der abgeschlagene Gegner wendet sich zur Flucht. Der Platzhirsch hat wieder das Feld und sein Rudel behauptet. Breit steht der Geweihte in vollem Mondlicht.

Das ist der Moment, wo die Hand den Kolbenhals umspannt. Die Sehnen des Armes straffen sich, langsam kommt die Büchse in Augenhöhe, Korn und Kimme gehen zusammen, fassen Haar, lassen das Blatt auffitzen. Und doch! Der Repetierer sinkt. Brunftzeit — Hohe Zeit! In Gedanken hört man den Peitschenknall der Büchse, vernimmt das Ohr den Kugelschlag, sieht das Auge im Geiste den niederbrechenden Hirsch, tönt das Horn: „Hirsch tot!“

Der grüne Bruch mit rotem Schweißtropfen winkt uns ein andermal. Nur nicht heute, nur nicht jetzt, in der Brautnacht des Königs des deutschen Waldes.

—⊙—

Weltuntergänge

Von Dr. Wegner-Berlin.

Vor längerer Zeit sahen wir uns den Himmel mit seinen bekannten Sternbildern an, ohne etwas Besonderes zu bemerken. Bei der klaren Witterung funkelten und flimmerten die vielen Sterne und Sternchen in voller Lichterpracht. Am nächsten Abend haben wir wieder die Gestirne betrachtet. Aber was erblickten wir nun? An einer Stelle, an der tags zuvor nichts zu sehen war, glänzte ein schöner Stern, ebenso hell wie der strahlende Sirius. In den nächsten Tagen behielt er seine Helligkeit bei, aber dann nahm die Lichtstärke unregelmäßig ab. Nach einigen Monaten verschwand er für das freie Auge, und nur Fernrohre kommten ihn noch als ein schwaches Lichtpünktchen wahrnehmen. Solche Sterne, die plötzli chauftauchen, um bald den Blicken zu entschwinden, nennt man „neue Sterne“. Vorhanden waren sie immer, nur sahen wir sie nicht, bis sie sich durch ihr schnelles und starkes Aufleuchten von den anderen Sternen abhoben. Von derartigen Gestirnen tauchten seit Ende des 16. Jahrhunderts etwa 50 auf. Was mag wohl hier vorgegangen sein? Mit Hilfe der Spektralanalyse hat man durch feinsinnige Methoden die Ursachen festgestellt und das Rätsel im allgemeinen gelöst.

Zuerst nahm man an, daß zwei Sonnen zusammengestoßen waren und die große Helligkeit hervorriefen. Jedoch ist dieser Fall höchst unwahrscheinlich, denn die Sterne sind sehr dünn im Weltenraum verstreut. Wohl niemand denkt daran, daß etwa unsere Erde mit einem anderen Himmelskörper kollidieren könnte. Dagegen treiben sich im Weltall riesige dunkle Staubwolken aus feinster Materie herum, in welche Sterne eindringen und durch die dann eintretende Reibung zum Glühen erhitzt werden. Es tritt eine dunkle Sonne in den Bereich einer kosmischen Staubmasse; ihre Oberfläche erleidet zuerst den Angriff und kann dem Drucke der inneren heißen Gase nicht widerstehen. Diese gelangen nun ins Freie und verursachen jetzt in Verbindung mit der gleichfalls erfolgenden Reibung des Sternes an der Staubwolke das Aufleuchten. Nach ihrer Durchquerung verschwindet allmählich der Glanz, und die Sonne eilt in ihrem alten Zustand auf der Bahn weiter. Hat sie vielleicht Planeten mit Lebewesen im Gefolge, so müssen sie zugrunde gehen, und man kann sich leicht vorstellen, wie solch ein Flammentod wirkt. Nicht in dem Augenblicke, in dem wir das plötzliche Hellerwerden des Sternes beobachten, geschieht sein Untergang, sondern manchmal Jahrhunderte vorher, denn der schnelle Lichtbote braucht viele, viele Jahre, um uns die traurige Nachricht zu überbringen. Ein deutscher Gelehrter in Südamerika teilte mit, daß ein „neuer Stern“ ein Himmelskörper sei, der allmählich auseinanderplatze. Das innere physikalisch-chemische Gleichgewicht würde gestört, sodaß der Stern gleich einem Luftballon, der unter anderen Druck kommt, sich ausdehnen und schließlich unter enormer Hitzeentwicklung infolge des Ausströmens der inneren Gase zerplatzen muß. Falls sich dies bei unserer Sonne ereignen sollte, wäre wohl der Tod aller Menschen und der Untergang der Erde besiegelt. Wir wollen es aber nicht erhoffen und nur der Phantasie einen gewissen Spielraum lassen.

Kundenbedienung in Japan

Von Hannah Asch-Berlin.

In den kleinen japanischen Läden ist oft die ganze Familie versammelt. Betritt ein Kunde den Laden, erhebt sich alles; die Frauen legen ihre Hände auf die Knie und verneigen sich tief, den ganzen Oberkörper vom Hüftgelenk nach vorn biegend, auch die Männer verbeugensich, aber nicht so tief und ergeben; alle aber lächeln.

Für Europäer, die für einen kürzeren Aufenthalt natürlich nicht japanisch lernen können, ist die Verständigung manchmal nicht leicht. In den Städten mit starkem Fremdenverkehr kann man sich in Japan mit Englisch behelfen, an kleineren Orten hilft auch dieses nichts, und das Beste ist dann die Zeichensprache.

Ganz erstaunlich ist es, wie aufmerksam der japanische Kleinhändler den Bemühungen seines Kunden, sich verständlich zu machen, folgt und wie schnell er begreift. Hat er verstanden, was gewünscht wird, geben alle ihrer Freude Ausdruck durch Lachen, Nicken und lautes Einschlürfen des Atems, was ein Zeichen der Hochachtung ist und von Fremden oft als schlechte Angewohnheit mißgedeutet wird. Der Engländer nennt es „sucking the breath“. Ein Angestellter würde nie vor seinen Vorgesetzten treten, ohne dabei ein lautes Schlürfen ertönen zu lassen. —

Ist man nach längeren oder kürzeren Verhandlungen, je nach Schwierigkeit des Falles, nach Lachen, Gestikulation und Schlürfen zu einem Resultat gelangt, hat man natürlich zu zahlen, ohne daß man den in japanischen Lauten genannten Preis verstanden hat.

Man legt ein Geldstück auf die Hand und sieht die Verkäufer fragend an; sie schlürfen, schütteln den Kopf, verbeugen sich. Also mehr! Man zeigt eine größere Münze. Auf Heller und Pfennig wird herausgegeben. Das Gekaufte wird säuberlich verpackt und dem Kunden mit Lächeln, Schlürfen und Verbeugungen überreicht. Blickt der Kunde zurück, wenn er über die Schwelle hinaustritt, so steht er sämtliche im Laden anwesenden Personen hinter seinem Rücken noch in tiefer Verbeugung erstarrt dastehen.

Es ist verschiedentlich über schlechtes und unredliches Geschäftsgebaren bei Japanern geklagt worden, aber selbstverständlich darf man auch hier nicht verallgemeinern. Ich habe jedenfalls nicht eine schlechte Erfahrung bei den vielen kleinen Käufen des täglichen Lebens zu verzeichnen gehabt.

Bei großen und hochwertigen Einkäufen empfiehlt es sich jedoch, der besseren Verständigung wegen einen der Sprache kundigen, zuverlässigen Geschäftsfreund mitzunehmen.

—⊙—

Am Ausguck

Homöopathie.

Chr. Fr. Hahnemann, der erste Verfechter der Homöopathie verheiratete sich im Alter von 79 Jahren mit einer Französin und brachte seine letzten Lebensjahre in Paris zu. Dort führte er eine Reihe bedeutender Kuren durch. Aber das Alter schwächte seinen Geist, was sich in merkwürdigen Rezepten und Vorschriften immer deutlicher Ausdrückte. Er verschrieb nur die allerkleinsten Dosen, so daß ein Scherzwort über ihn umlief, er werfe einige seiner Pillen von Pont neuf in die Seine und veranlasse seine Patienten nach Le Havre zu fahren und aus der so präparierten Seine zu trinken, und sie würden gesunden. Bei diesem Hahnemann fuhr eines Tages ein schwerreicher Lord vor, um ihn wegen einer Krankheit um Rat zu fragen. Der Greis hörte den Lord an, öffnete ein Fläschchen, hielt es dem Lord unter die Nase und sagte: „Riechen Sie! . . . Gut! Sie sind geheilt!“ — Der verblüffte Lord fragte nach seiner Schuldigkeit. „Tausend Franc!“ lautete die Antwort. Da zog der Lord seine Brieftasche, nahm eine Tausendfrancnote, hielt sie dem Homöopathen unter die Nase und sagte: „Reichen Sie! . . . Gut! Sie sind bezahlt!“ — Sprach's und verließ den nun seinerseits erheblich verblüfften Hahnemann, dem eine Bezahlung in solch homöopathisch kleiner Dosis noch nicht vorgekommen war.

W.

Der Zauberer im Druck.

Der alte Bellachini unternahm einst eine Weltreise und verblüffte viele exotische Höfe mit seinen Zauberkunststücken. So führte er auch dem Sultan von Marokko seine Künste vor. Nachdem er den Sultan durch eine Reihe glänzender Tricks erfreut hatte, beschloß er seine Vorstellung mit einer ganz außergewöhnlichen Vorführung. Er nahm eine schneeweiße und eine blaugraue Taube und schnitt einer jeden den Kopf ab. Dann setzte er der grauen Taube den weißen und der weißen den grauen Kopf auf, worauf beide Tauben fortflogen, als wenn ihnen nichts geschehen wäre. Allgemeine Verblüffung. Der Sultan, dem diese letzte Vorführung ganz besonders gefallen hatte, ließ zwei seiner Eunuchen, einen Neger und einen hellbraunen Marokkaner, holen und befahl Bellachini, beiden die Köpfe abzuschlagen und sie zu vertauschen, wie er es bei den Tieren getan habe. Der Künstler verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, und er ließ dem Sultan sagen, daß sein Apparat nur auf Tauben eingerichtet sei, er brauche mindestens 14 Tage, um diesen für Menschen herzurichten und die gewünschte Vorstellung geben zu können. Der Sultan gewährte ihm die 14 Tage. Bellachini verließ jedoch schleunigst Palast und Stadt und war schon am nächsten Tage weit entflohen.

Unbegründete Furcht.

Der Prinz von Condé machte sich, nachdem ihn der polnische Reichstag 1697 zum König von Polen gewählt hatte, auf den Weg nach Polen. Er fuhr mit einem Schiff, das der tapfere Kapitän Bart steuerte, mit noch 5 anderen Schiffen von Dünkirchen ab. Dieses kleine Geschwader wurde von 19 englischen Schiffen hartnäckig verfolgt. Bart entging nur durch geschickte Manöver und Täuschungen den Händen des Feindes. Prinz Condé atmete auf, dieser Gefahr entronnen zu sein, als sie in Danzig landeten. Kapitän Bart aber meinte, er habe sich nicht zu ängstigen brauchen, die Engländer hätten sie doch nicht zu Gefangenen machen können. „Wer konnte sie daran hindern?“ —„Mein Sohn! Er stand mit brennender Lunte in der Pulverkammer und hatte Befehl, auf ein bestimmtes Zeichen von mir unser Schiff in die Luft zu sprengen!“ — Der Prinz wurde bei diesen Worten leichenblaß. Als er bald darauf, da sich seine Krönung zerschlug, heimkehrte, wählte er den Landweg nach Frankreich.

Altchinesische Weisheit.

Jenes unruhige, freiheitliebende Volk der Altchinesen, das heute noch den Holländern ununterbrochen Schwierigkeiten macht und der lesenden Jugend als die „Seeräuber von Sumatra“ bekannt ist, besitzt eine Volkspoesie von einer Gedankentiefe und Vollendung der Form, von der das folgende kleine Gedicht — soweit es die Uebersetzung ermöglicht — Zeugnis ablegen dürfte:

Salzige Labung.

Wie Durstige, die sich laben
Am Salz der siedenden See,
So trinken des Lebens Sklaven
Von der Erde Wohl und Weh.
Sie dürsten und sie trinken,
Doch die Qual kehrt wieder her;
Sie leben und sie sinken
Und sehen das Heil nicht mehr!
Sie jagen nach Gold und nach Schätzen
Und besammern den weichenden Tag . .
Eitel und nichtig ist, was sie ergetzen:
Wen dürstet nach Trank, findet — Brack.

Für ein Volk, das in manchen Europäeraugen noch als halbwild angesehen wird, ist dies immerhin eine hervorragende künstlerische Leistung; im Inhalt klingt freilich die Lethargie asiatischer Lebensauffassung sehr stark durch.

—rk.

Das Fernseh-Problem gelöst?

Ueber das elektrische Fernsehen sind in der letzten Zeit die verschiedensten Nachrichten aufgetaucht. Aber fast alle diese Meldungen haben sich als übereilt erwiesen. Es handelte sich bisher stets nur um Versuche, die in die Praxis übersetzt werden sollten, deren brauchbare Ausgestaltung jedoch bei dem derzeitigen Stande der Technik auf unüberwindliche Hindernisse stieß. Zum erstenmal kann man aber nun von einem wirklichen Fernsehen sprechen. Es ist nämlich jetzt gelungen, eine belebte Szene, die nicht erst durch die Photographie festgehalten zu werden brauchte, unmittelbar in die Ferne zu übertragen. Mit anmehmbarer Schärfe waren die Bilder an einem entfernten Orte sichtbar zu machen. Sie erzeugten dort den gleichen Eindruck der Bewegung wie ein Kinofilm. Ueber diese interessanten Versuche wird im neuen Heft der „Koralle“, des „Magazins für alle Freunde von Natur und Technik“, berichtet. Außerdem enthält das Heft neben vielem anderen einen Aufsatz: „Durch die Schluchten des Balkan“, ferner Arbeiten über Freistrom-Turbinen, Elektrische Schallplatten-Musik und über die Verwendung des Insulin bei Zuckererkrankungen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 40 Mittwoch, 6. Oktober 1926

Friedrich Krupp

Zu seinem 100. Todestage (8. Oktober 1926).

Von Tony Kellen.

„Fried. Krupp.“ Auf unzähligen Erzeugnissen die über die ganze Erde verbreitet sind, ist heute noch der Name des Mannes zu lesen, der vor hundert Jahren starb. Allerdings ist der Gründer der Kruppschen Fabrik in weiteren Kreisen viel weniger bekannt geworden als sein Sohn Alfred Krupp, dessen überragende Gestalt ihn lange Zeit in den Schatten stellte. Der Erfolg, den Alfred Krupp mit seinen Gußstahlerzeugnissen erzielte, war in der Technik wie in der Industrie so einzigartig, daß man lange Zeit darüber seinen Vorgänger, der für Deutschland erst den Gußstahl erfunden hatte, fast vergaß. Und doch war dieser es, der die Grundlagen zu den Kruppschen Werken legte und unter unendlichen Schwierigkeiten an dem Gedanken festhielt, den er gefaßt hatte, Gußstahl zu erzeugen, der dem bis dahin als englisches Monopol erzeugten gleichkäme.

Man konnte früher in volkstümlichen Werken immer wieder lesen, die Krupps seien aus den bescheidensten Verhältnissen hervorgegangen. Gewiß waren die Verhältnisse bescheiden im Vergleich zu der späteren industriellen Machtstellung der Essener Kanonenkönige, aber die seit ein paar hundert Jahren in Essen ansässige Familie hatte es doch zu Ansehen und einem im 18. Jahrhundert immerhin als ansehnlich zu bezeichnenden Vermögen gebracht. Dieses verdankte sie einem Kolonialwarengeschäft, das Friedrich Jodocus Krupp, Sohn des Bürgermeisters Arnold Krupp, 1732 begründet hatte. Dazu kam, daß schon die Großmutter Friedrich Krupps sich industriell betätigt hatte — eine in der damaligen Zeit ungewöhnliche Erscheinung —, wie übrigens seither die Frauen der Krupps einen besonderen Wagemut und ein Vertrauen zu gewerblichen Unternehmungen bewiesen haben, das uns oft mit Staunen erfüllen muß.

Friedrich Krupp wurde am 17. Juli 1787 in Essen in einem Hause am Flachsmarkt geboren. Schon mit 8 Jahren verlor er den Vater. Er machte seine kaufmännische Lehrzeit durch, doch ließ er sich schon 1800 in den Betrieb der jungen Essenhütte „Zur guten Hoffnung“ in Sterkrade einführen, die seine Großmutter bei einem Zwangsverkauf übernommen hatte. Dort lernte er die Grundlagen der Gießerei praktisch kennen, aber schon bald nach seiner Heirat mit der 16jährigen Essener Kaufmannstochter Therese Wilhelmi (er selbst zählte übrigens erst 19 Jahre), ging die Hütte in andere Hände über, und so mußte der junge Krupp aus dem ihm liebgewordenen Wirkungskreis in die engen Verhältnisse Essens, das damals noch ein unbedeutendes Landstädtchen war, zurückkehren und wieder den Kaufmannsberuf ergreifen. Er verlegte sich auf den Import von Kolonialwaren, der aber in jener Zeit der Kontinentalsperre mit großem Risiko verbunden war. Sein Herz scheint doch nicht ganz bei diesem Beruf gewesen zu sein, denn kaum war er nach dem Tode seiner Großmutter im Mai 1810 in den Besitz eines ziemlich bedeutenden Vermögens gelangt, so begann er das Handelsgeschäft aufzulösen und sich wieder seiner alten Neigung zuzuwenden. Er beschloß, in der Nähe von Essen eine Gußstahlfabrik zu gründen, um die Heimat vom englischen Stahl unabhängig zu machen, und in seinem Optimismus hoffte er, die Fabrik schnell zu Blüte und Ansehen zu bringen.

Die Verhältnisse lagen insofern günstig, als gute Kohlen im Essener Bezirk gefördert wurden und geeignetes Eisen aus den vielen kleinen Hütten des nahen Bergischen Landes bezogen werden konnte. Dazu kam, daß es an Arbeitskräften, namentlich an geübten Schmieden und Schmelzern nicht fehlte. Als Krupp nun Ende 1811 zwei ältere ehemalige Offiziere, die Brüder von Kechel, kennen lernte, die hinter das Geheimnis der englischen Kunst des Gußstahlschmelzens gekommen zu sein vorgaben, schritt er im Verein mit ihnen zur Ausführung seines Planes. Er wählte dazu einen alten, eine Stunde nördlich von Essen (in dem in neuester Zeit eingemeindeten Altenessen) gelegenen Kotten mit einer kleinen Wasserkraft, den seine Großmutter früher erworben und der zuletzt als Walkmühle der Essener Tuchmacher gedient hatte. Im Winter und Frühjahr 1812 entstanden dort die bescheidenenn Bauten eines Schmelz- und Hammerwerks.

Inzwischen machten Krupps Teilhaber in einem Laboratorium in Essen den Versuch, in kleinen Tiegeln Gußstahl zu schmelzen. Dies mag ihnen in kleinen Proben gelungen sein, aber sie brachten keine schweren Güsse hervor, wie man sie für die Praxis brauchte. Das ganze Jahr baute Krupp auf der Walkmühle weiter. Er selbst verbesserte die Fabrikation der Tiegel, da von diesen ein Erfolg wesentlich abhing, und wandte sich dann auch dem Schmelzprozeß zu. Die Versuche, die die Brüder v. Kechel auf der Walkmühle in größerem Maßstabe anstellten, mißlangen. Als nun Napoleon 1813 gestürzt und die Kontinentalsperre aufgehoben war, fand der englische Gußstahl ungehindert wieder Zutritt in Deutschland. Nach zwei verlustreichen Jahren trennte Krupp sich von seinen Teilhabern und setzte seine Versuche auf eigene Faust fort. Im Anfang des Jahres 1815 konnte er wenigstens kleine Posten Gußstahl verkaufen.

Nun hatte inzwischen ein gewisser Nikolai ein preußisches Patent auf die Gußstahlbereitung und ein Monopol auf den Verkauf in den westlichen Provinzen erlangt. Das veranlaßte Krupp, ihn als Teilhaber aufzunehmen, aber Nikolai brachte ebensowenig reinen Stahl zustande wie seine Vorgänger, und so ergaben sich für Krupp nur neue Enttäuschungen, Prozesse und Verluste. Seither setzte er seine eigenen Versuche allein fort, und es zeigte sich, daß er auf dem richtigen Wege war. Allerdings hatte er sein Vermögen aufgebraucht, und er war jetzt auf die Hülfe seiner Verwandten angewiesen. Diese hatten jedoch seine fruchtlosen Versuche schon längst mit Mißtrauen betrachtet, und nur seine Mutter hielt im Glauben an ihn fest und opferte ihm den Rest ihrer Habe auf.

Nach fünfjähriger mühevoller Arbeit gingen im Herbst 1816 die ersten regelmäßigen Gußstahl-Lieferungen aus der Fabrik, und nun entschloß sich Krupp, seinen alten Plan wieder aufzunehmen, auch fertige Erzeugnisse aus Gußstahl herzustellen. Den Anfang machte er mit kleinen Werkzeugen, namentlich Gerbergeräten, Bohrern, Abdrehstählen, Schuhmacher- und Papiermessern. Dann stellte er Stempel und kleine Walzen für die Münzfabriken her, und als er seine Lieferungen auch auf fremde Länder ausdehnen konnte, glaubte er die Schwierigkeiten überwunden zu haben. Deshalb richtete er sich auf eine größere Fabrikation ein. 1818 und 1819 baute er vor den Toren der Stadt Essen in der Nähe einer Kohlengrube, der Zeche „Vereinigte Sälzer und Neuack“, einen neuen Schmelzbau. Das war der Anfang der heutigen Gußstahlfabrik, die einst westlich vor der kleinen Stadt Essen lag und heute deren Mittelpunkt bildet. Der Bau der neuen Fabrik überstieg aber bei weitem seine Kräfte. Er suchte zwar eine Unterstützung der preußischen Regierung zu erlangen, aber diese verweigerte sie ihm. So geriet er in Schulden, und infolge dieser und anderer mißlichen Verhältnisse ging das Unternehmen zurück.

Krupp war in seiner Art ein Optimist, aber sobald er auf einem Gebiet seiner Fabrikation keinen Erfolg hatte, wandte er sich mit Ungeduld einem anderen zu. So kam es, daß er seine Kräfte zersplitterte und daß ihm der Erfolg versagt blieb, der erst seinem Sohne Alfred zuteil werden sollte. Immerhin gebührt ihm das Verdienst, die Bedeutung des Gußstahls für Technik und Industrie erkannt und bis zu seinem Lebensende an der Lösung des Problems gearbeitet zu haben.

Stets war er auch auf das Allgemeinwohl bedacht, und er entfaltete jahrelang als Stadtverordneter von Essen eine gemeinnützige Tätigkeit. Wenn auch Krupp in technischer Hinsicht seine Aufgabe gelöst hatte, so stand er doch zuletzt vor einem völligen geschäftlichen Zusammenbruch. Im Oktober 1824 war er mit seiner Familie aus dem stattlichen Krupphause in der Stadt in eine frühere Aufseherwohnung in seiner Fabrik gezogen, und hier starb er am 8. Oktober 1826 an der Brustwassersucht. Sein 14jähriger Sohn Alfred, den er vom Essener Gymnasium fortgenommen hatte, um ihn kurz vor seinem Tode in die Geheimnisse der Gußstahlfabrikation einzuweihen, ward sein Nachfolger und Erbe. Alfred Krupp wuchs also in einer harten Schule auf, und nur seiner beispiellosen Zähigkeit gelang es, die Kruppwerke zu einem Weltunternehmen auszugestalten.

Friedrich Krupp wurde auf dem alten Friedhof auf dem Weberplatz begraben, aber dieser Friedhof wurde schon bald darauf aufgegeben und eingeebnet, und so kündet heute kein Grab die Stätte, wo seine sterblichen Ueberreste ruhen. Es ist auch kein Bild von ihm erhalten, aber in der Erinnerung der Nachwelt lebt sein Bild fort als das eines Mannes, der ein tragisches Opfer seines Erfindergeistes wurde.

—⊙—

Das Grab des hl. Franz von Assisi und andere berühmte Gräber Italiens

Von F. L. Dunbar von Kalckreuth.

In diesem Jahre versammeln sich die Pilger aus aller Herren Länder an einem der gefeiertesten Gräber Italiens, in der Gruftkirche von Assisi, wo jener liebenswürdige Heilige ruht, von dessen Predigten der Dichter singt:

Sie ist wie ein stiller, süßer Veilchenduft,
Dann wieder wie erlöster, maienfroher Amsein pfeifen,
Ist wie Wolkenschnee und Mondesglanz, wie Paradiesesluft,
Ist ein Lachen und ein Jauchzen und ein letztes Erdabstreifen,

Einsamkeit suchend, in Zwiesprache mit Gott und der Natur, war er auf dem Berge Averno in die Ewigkeit eingegangen (1226), sein letzter „Hymnus an die Sonne“ hat ihn dieser zugeführt. Seinen irdischen Leib setzten die Jünger trauernd an geweihter Stelle bei, und Giotto malte seine Fresken aus dem Leben des Heiligen an die Wände der Grabkapelle. — Nirgendwo glaubt man sich dem Geiste eines Toten näher als an der Stätte seines Grabes. Dort sammeln sich die Gedanken an ihn, und man vergegenwärtigt sich sein Wirken wieder. Auch dieser seraphische Seher, dieser Idealist der Armut, der wie Buddha, sie freiwillig auf sich nehmend, ein unerhörtes Beispiel für den wahren Wert des Lebens gab und damit ein Ziel, das nicht in dieser Welt zu finden ist, zieht auch heute noch alle die Vielen zu sich, die sich enttäuscht von der Brutalität der Tatsachen, vom Allzumenschlichen abwenden wollen, um dafür Trost im Sichversenken in die Natur, in der sie Gott sich offenbaren sehen, zu finden. Aus der Grufthapelle von Assisi, vom Grabe jenes sonn-

delnden Nachbildes Christi, tönt noch heute die wunderbare Melodie, welche die Menschen aus dem ungeheuren Mechanismus eines entpersönlichten Kulturprozesses wieder zur Selbstbesinnung ermahnen möchte. Wohl dem, der diesen Tönen zu lauschen versteht. —

Nur noch zwei Jahre trennen uns von dem 1300-jährigen Jubiläum des Mutterklosters der abendländischen Christenheit. — Zwischen Rom und Neapel, auf steiler Höhe, gründete (628 n. Chr.) Benedict von Nursia auf den Ruinen eines dem Apollo geweihten Tempels ein Kloster. Gleichsam unter dem Genius loci wurde Monte Cassino ein Leuchtturm des Geistes in den dunklen Zeiten des Mittelalters. Geweiht am Grabe Benedicts und seiner Schwester Scholastica, das sich unter dem Hauptaltar befindet, zogen jahrhundertelang seine Söhne missionierend und Klöster gründend durch alle Länder Europas. Ihnen verdankt auch besonders Deutschland seine erste Zivilisierung. Am stillen Grabe dieses Vaters der Mönchsorden hatte auch Adalbert von Prag die Kraft gefunden, Polen das Evangelium zu bringen und dafür zu sterben, hier betete in mystischer Andacht der junge Kaiser Otto III. um Erleuchtung; hier brachte Thomas von Aquino, der große Kirchenlehrer, Tage und Nächte zu und sammelte die Gedanken für sein Lebenswerk. Hatten auch einst fränkische Mönche den Leib Benedicts nach Frankreich entführt (637 n. Chr.), so blieb sein Geist doch bis auf den heutigen Tag, segensreich fortwirkend, an alter Stätte zurück.

Die lachenden Gefilde Italiens, auf denen sich so viele Völkerschicksale vollzogen, bilden einen großen welthistorischen Campo Santo. Von der Alpenkette bis Sizilien reihen sich die Monumente der vielen Lebenskämpfer auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, von Kaisern Päpsten, Fürsten, auch Fürsten der Künste und Wissenschaften, ganzen Völkern. Bei Ravenna grüßt uns das Mausoleum Theodorichs des Großen, dessen edles Volk in den Schluchten des Vesuvs sein Grab gefunden hat, über die Leiche des Westgotenkönigs Alarich rollt, wie die Zeit, der Fluß Busento, ruhelos. In der Capella Palatina zu Palermo ruhen zwei Hohenstaufenkaiser (Heinrich VI. u. Friedrich II.) die einst das Schicksal einer Welt in ihren Händen hielten. Der Siebente Heinrich, der in Italien an Gift starb, wurde auf dem Friedhof zu Pisa beigesetzt, bis man ihm vor einigen Jahren eine würdigere Ruhestätte im dortigen Dom bereitete, und in den Grotten des Vatikans, zwischen so vielen Baumeistern der Weltkirche, steht der Sarkophag Kaiser Ottos II., schläft Kaiserin Agnes, deren Sohn nach Canossa pilgern mußte. Sein großer Gegner aber auf dem Apostelthrone, Gregor VII., fand fern von Rom sein Grab. „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und sterbe deshalb in der Verbannung", waren seine letzten Worte in Salerno.

Aber viele weiter noch zurück, aus Italiens Vorgeschichte erinnern uns die wohlerhaltenen Erddenkmäler der Tarquinier in Corneto, jener Familie, die Rom zur ersten Großstadt Italiens machte, und deren Fall die Zukunft des römischen Volkes entschieden hat. Cicero, Livius, Virgil, große Namen aus der Zeit der Weltherrschaft der Römer, auch ihre letzten Ruhestätten glaubt man noch zu kennen. Dort, wo der berühmte Redner auf der Flucht von seinen Verfolgern enthauptet wurde, am Torre d'Orlando bei Gaeta, wurde seine Leiche verscharrt, während sein Haupt, die Zunge mit Nadeln durchstochen, tagelang von der Rednerbühne, dem Schauplatz seiner Triumphe in Rom, herabstarrte. Stolz weist der Paduaner noch heute auf eine Supraporte des Palazzo della Ragione, wo angeblich die Asche seines berühmten Mitbürgers Titus Livius ruhen soll. Auf dem Posilip, dem altrömischen Sanssouci an der herrlichen Bucht von Neapel, liest der Wanderer eine Inschrift, laut der hier Virgil in der Nähe seiner einstigen Villa bestattet liegt. Bevor man das erhabene Mausoleum, Rom, das inmitten dieses Kirchhofes der Weltgeschichte liegt, besucht, gelangt man nach einem Umweg nach S. Francesca zu Ravenna zum Grabe jenes Mannes, der ihm hier eine Sprache und der Menschheit die „Göttliche Komödie" schenkte. Hier liegt Dante neben Francesca da Rimini, umgeben von der tiefen Stille der Kathedrale. — Wie ganz anders im Marmordom zu Mailand! Ein Kustode drückt für ein Trinkgeld auf einen Knopf, und dumpfrollend, wie aus der Unterwelt entsteigend, zeigt sich in gläsernem Sarge die Mumie des Kardinals Borromäus, profaniert den entsetzten oder mitleidigen Blicken. Ist das die Ruhe, die man einem Manne gönnen möchte, dessen junges Leben zur Reformationszeit werktätiger Liebe gewidmet war?

Was aber ist noch übrig von einem der kühnsten Seefahrer aller Zeiten, Columbus? Einen Teil seiner Asche umschließt eine Urne im

Der Legionär

Hinter verbröckelnden Friedhofsmauern,
Fernab, vergessen und stillverträumt,
Gräber und Kreuze und ernstes Schauern . . .
Rings von düstern Zypressen umsäumt.
Heimatlose! Entehrt und verdorben!
Raunt es die Hügelreihen entlang.
Feige verraten! Im Elend gestorben!
Säuselt des Windes Klagegesang . . .

Sechshundert Legionäre schleppen
Keuchend hinab sich nach Gériville.
Schauerlich gellt durch die endlosen Steppen
Grimmiges Fluchen, lästernd und schrill.
Sechshundert Männern, von Durst gepeinigt,
Höllisches Feuer im Leibe brennt. —
Schmach, o! Von allen, die hier vereinigt,
Deutschland die Hälfte sein eigen nennt.

Dreihundert Söhne germanischer Mütter
Schmachten im Solde der grande nation!
Dreihundert Söhne germanischer Mütter
Wünschen den Tod sich. O Jammer und Hohn!
Wollten Orden und Ruhm erwerben,
Kehren voll Ehren ins Vaterhaus,
Möchten am liebsten zur Stelle sterben,
Knirschen voll Ingrimm: „Wär' alles doch aus!"

Ehren erringen? — Schimpflich geknechtet!
Orden und Ruhm? — Pah! Schande und Not!
Avancieren? — Entmensicht und entrechtet!
Leben? — Verzweiflung, Verderben und Tod!
Kameraden? — Gesindel, Verbrecher,
Hunger und Laster und Seuche und Pest!
Stinkendes Wasser statt Wein im Becher!
Fieber im Leibe und sonstig Gebrest! . . .

Sengende Feuerbrände verschlingen
Ringsher der Wüste sprossendes Grün;
Berstende Felsen krachend zerspringen
Unter der Mittagssonne Erglühn.
Blutdürst'ger Araber Späherblicke
Folgen dem schmachtenden Detachement;
Grausame Feinde, des Raubwilds Tücke
Schrecken bei Nacht das Lager entlang.

Bechern und Zechen? Wein, Weib und Lieder?
Dumpfe Verzweiflung, Hölle und Not!
Lechzende Lippen, zerschundene Glieder! —
Furchtbare Ernte hält Altmeister Tod.
Ganze Reihen verschmachten, verderben
In dem glühenden Wüstenbrand!
Wehe den Armen! die qualvoll sterben
Unter des Feindes Folterhand.

Viele, so viele verstümmelt von allen,
Elende Krüppel ihr lebelang,
Oder dem düstern Wahnsinn verfallen!
Einer von zehn noch gesund! — Ach! wie lang?
Fern von der Heimat, ohn' Freund und Bruder,
Bluten im Dienste der grande nation
Menschliche Nummern wie elende Luder.
Schmach, o! auch manch deutscher Mutter Sohn!

. . . Nacht! — Auf Saidas Friedhofsmauern
Kauert der Tod bei dem Legionär.
„Freund, mach' ein End'! Kein Zagen und Schauern!" —
Die düstern Zypressen duften so schwer . . . .
. . . Morgen! — Die feurigen Sonnenbrände
Lodern empor aus dem Wüstenmeer. —
„Mutter!" . . Ein Blitzstrahl! . . Es ist zu Ende! —
Wieder ein Kreuz unter Kreuzen ringsher.

Otto Saure.

Palazzo Bianco in Genua. Nachdem er ein Lebenlang „dem leitenden Gott durch das schweigende Weltmeer" gefolgt war, sollte auch seine Asche keine Ruhe finden. Von Sevilla wurde sie 1513 nach S. Domingo (Haiti) gebracht, von dort 1796 nach Havanna, um sie vor den Franzosen zu retten, wieder hundert Jahre später, als die Amerikaner Cuba Spanien entrissen (1898), kam die Asche nach Europa zurück, und heute ruht, mirabili dictu, der große Entdecker in seiner Vaterstadt und in seinem Adoptiv-Vaterlande; in sein Lebenserbe aber teilen sich alle Völker. — Im nahen Florenz, dem veilchenduftenden Athen der Renaissance, besuchen wir zunächst die alte Kirche S. Maria Novella, geschmückt mit den herrlichen Fresken Ghirlandajos, diesem zweiten malerischen Hauptwerk des Quattrocento, und verweilen am Grabe dieses würdigen Lehrmeisters des jungen Michel Angelo; dann aber führt der Weg nach S. Lorenzo, wo er selbst, dieses kämpfende Genie eines tragischen Uebermenschen, der noch mit 90 Jahren behauptete, nicht ausgelernt zu haben, ruht. Heimlich war seine Leiche auf Befehl des Großherzogs von Rom in die Familiengruft der Medici überführt worden. Keine würdigere Ruhestätte hätte er finden können, denn er selbst hatte diese Grabkapelle geschaffen, die seine Seele widerspiegelt. Sein eigenes Wesen ist es, das aus den übermenschlichen Formen der beiden Medici-Statuen (Giuliano und Lorenzos spricht: Die stürmische Kraft seiner Jugend und die nachdenkliche seines Alters, als seine Persönlichkeit sich tief in sich zurückzog und erfaßt wurde von der letzten Erkenntnis alles Vergänglichen.

—⊡—

Weinlese

Von W. Berger.

Schon zur Zeit Karls des Großen galt der Oktober als der eigentliche Monat der Traubenernte; deshalb wurde dieser Monat schon damals Weinmonat genannt. Wegen seiner Verdienste um die Anpflanzung des Weines wird Karl der Große auch heute noch bei den deutschen Winzern verehrt; in Sagen wird dieser Fürst gefeiert, wie er noch jetzt die rebengesegneten Fluren des Rheines und der Mosel durchstreift und sich über die große Ausbreitung des Weinbaues freut, wie dies der Dichter Emanuel Geibel in die Verse faßte:

„Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild
die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.
Und vor den Hügeln wandelt ein hoher
Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von
Golde schwer!
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger
Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im
deutschen Land.
Er ist herausgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft."

Die Vorbereitungen zur Weinlese machen sich bereits einige Wochen vorher bemerkbar. Bei den Winzern werden die Fässer hervorgeholt und zurechtgemacht. Die Keller werden in Ordnung gebracht. Meistens schon im August werden die Weinberge geschlossen, dann haben oft selbst die Besitzer keinen Zutritt mehr. Nur noch die Flurschützen und Wächter dürfen dort ein- und ausgehen. Dort, wo besonders edle und teure Weine wachsen, ebenso wie dort, wo der Weinbau im großen betrieben wird, ist jetzt die Weinlese oft zu einer rein geschäftlichen Angelegenheit geworden und von einem lustigen Volkstreiben in den Tagen der Weinernte ist nicht mehr viel zu merken. In Weinbergen mit den teuersten Trauben ist sogar manchmal das Naschen von Beeren verboten, höchstens daß der Besitzer eines solchen Weinberges den Arbeitern und Arbeiterinnen billigere Trauben verkauft, die sie während der Arbeit verzehren können, obgleich es schon in der Schrift heißt, daß man dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden soll.

Anders ist dies in Gegenden, wo noch der kleine Weinbergsbesitz vorherrscht. Dort wird jedesmal die Weinlese zu einem fröhlichen Volksfest, besonders, wenn der Wein gut geraten ist. Ist der Tag herangekommen, an dem die Weinlese beginnen soll, so herrscht in den Weinbaudörfern mit kleinem Besitz schon am frühen Morgen das regste Leben. In ganzen Trupps ziehen die Bewohner der Dörfer hinaus vor die Weinberge. Aber zunächst muß sich die Jugend noch damit begnügen, sich die Zeit vor den Weinbergen durch allerlei Kurzweil zu vertreiben. Erst wenn die Glocke vom Turm den wirklichen Beginn der Weinlese anzeigt, ist das Betreten der Weinberge gestattet. Hat aber die Glocke dieses Zeichen gegeben so ist kein Halten mehr. Dann eilt alles hinauf in die rebenbepflanzten Anhöhen. Von den Bergen hallen die Böllerschüsse und aus den Weingärten hinaus und vom Dorfe her antworten Büchsenschüsse. Es fehlt auch nicht an Umzügen. Unter Vorantragen eines Bildes des heiligen Urbans, des Schutzheiligen des Weinbaues, ziehen die Winzer mit ihren Angehörigen durch das Dorf. Auf einem Wagen wird der Weinhansel mitgeführt, eine Gestalt aus Stroh, Flicken und Weinreben. Am Abend flammen auf den Bergen Freudenfeuer auf, von neuem schallen Böller- und Büchsenschüsse in die Täler hinab. In den Wirtshäusern aber geht es am Abend noch lustig zu.

Im Frühling und Vorsommer hatte es der Schutzheilige der Winzer, Sankt Urban, mit ihnen gut gemeint, und der Urbanstag selbst, der 25. Mai, der unter Umständen seine Mucken u. Tücken hat und von dem nach althergebrachtem Winzerglauben die Weinernte wesentlich abhängt, ist in den meisten Weingegenden glimpflich, das heißt ohne starke Nachtfröste vorübergegangen; denn nach zahlreichen alten Bauern- und Wetterregeln ist St. Urban nicht zu trauen:

Urbannachtfrost gibt den Rest,
Wenn Servaz was übrig läßt.

Die Sonne mit ihren lebensweckenden Strahlen zeigte dann auch zunächst ein freundliches Gesicht, aber in den für die Reife des Weines entscheidenden Monaten Juli und August hatte der Regengott allzusehr die Herrschaft. Der Weinstock ist eine ausgesprochene Trockenpflanze. „Was Juli und August nicht g'raten, läßt der September ungebraten", ist die alte Bauernweisheit, die namentlich vom Wein gilt, sodaß der „Heurige" kaum einen guten Tropfen in Aussicht stellt.

—⊡—

Tiere als Wettervorausſager

Von Wilhelm Hochgreve.

In unserem Zeitalter der rücksichtslos und machtvoll vorwärtsschreitenden Technik werden die Menschen mehr und mehr von der Natur abgedrängt, und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil weiß vor jener Gefahr zu flüchten und findet immer wieder zur Natur als dem einzig wahren Born der Erholung, des Genusses, der Erziehung und des seelischen und körperlichen Erstarkens zurück. Wenn Tausende an Sonn- und Festtagen heute im Walde und auf dem See Erfrischung und Freude suchen schlucken gleichzeitig Hunderttausende in Cafees u. Kneipen die verräucherte und ausgeatmete Luft, wobei eine mehr oder minder gute Musik ihren Ohren Schmaus bereitet. Sie wissen kaum noch, was echte Natur heißt, und wollen sie doch wirklich einmal einen Ausflug unternehmen, dann fragen sie, um zu wissen, wie das Wetter wird, den Barometer am Fenster oder den Wetterbericht in ihrer Zeitung.

Tempora mutantur! Unsere Väter vor 100, vor 50 und noch vor 30 Jahren kannten den Barometer noch nicht oder besaßen ihn noch nicht. Und doch hatten auch sie bereits teilweise sehr zuverlässige Wetterpropheten. Sie befragten die Natur selbst, wenn sie vor irgend einem Vorhaben draußen unter freiem Himmel wissen wollten, wie das Wetter werden würde. —

Wenn Rheuma und Gicht, Frostbeulen und Krähenaugen am Körper des Menschen diesem ein Vorgefühl für gewisse Wetterarten vermitteln, so wundert es uns nicht, wenn Tiere im Freien durch den zunehmenden Feuchtigkeitsgrad der Luft, der auf Haut- und Atmungsorgane wirkt, einen bevorstehenden Regen oder an der starken Elektrizität der Atmosphäre, die die Nerven erregt, ein Gewitter, oder am Luftdruck starke Winde oder mittels ihres zum Teil außerordentlich feinen Geruchssinnes jede Wetteränderung überhaupt vorausbemerken.
zu Blüte und Ansehen zu bringen.

Den Laubfrosch, diesen wohl besten Wettervoraussager unter den Tieren, der noch heute lebendiger Barometer unserer „kleinen Leute" in vielen Gegenden ist, bewahrt man am Fenster in einem großen Glase auf, das halb mit Wasser und am Boden mit etwas Gras gefüllt ist und eine kleine Leiter enthält. Wasser, Wasserinsekten, Mücken und Fliegen bilden seine Nahrung. Bei gutem Wetter hält er sich außerhalb des Wassers auf, bei bevorstehendem Regen taucht er unter, und wenn Sturm droht, verbirgt er sich. Die braunen Grasfrösche im Freien kommen kurz vor dem Regen in Mengen ans Land. In solchen Fällen sprach der Aberglaube früher von Froschregen. Auch starkes Froschgequake deutet auf Regen hin. —

Auch die Spinne verkündet zuverlässig und oft lange voraus Witterungswechsel, soweit er mit dem wechselnden Feuchtigkeitsgehalt der Luft zusammenhängt. Alte Leute, die früher allein auf natürliche Prognosen angewiesen waren, behaupten fest, daß man aus dem Verhalten der Spinnen das Wetter 10 bis 14 Tage voraussagen kann. Feinheit und Geduld hinsichtlich der Beobachtung sind freilich Voraussetzung.

Während die Hausfrau von heute in kriegerischer Stimmung hinter jener Spinne, die sie im Zimmer erblickt, herjagt, zogen kluge Hausfrauen noch vor einem Menschenalter ihren Nutzen aus dem Tierchen, indem sie beispielsweise den Tag ihrer „großen Wäsche" nach dem Verhalten der Spinnen festsetzten, wodurch auch im Hause manches Unwetter vermieden wurde.

Je größere Neigung die Spinne zum Spinnen zeigt, je emsiger sie ist und je länger ihre Fäden werden, desto sicherer kann man auf gutes Wetter schließen, das längere Zeit anhalten wird. Zieht sie dagegen nur kurze Fäden aus, fertigt sie nur kleine Gewebe an, so wird die gute Witterung nur von kurzer Dauer sein. Verläßt die Spinne das Gewebe, um sich zu verkriechen, und sitzt sie lange untätig (sie ist ja bekanntlich auch Hungerkünstlerin), so ist Regen zu erwarten. Bei veränderlichem Wetter ist ihr Gewebe nur klein. Ist gutes Wetter zu erwarten, erweitert sie es. Spinnt sie ihre längsten Fäden, kann man auf lange anhaltendes gutes Wetter rechnen.

Um die Spinne zu beobachten und ihre Wettervoraussage zu erfahren, wählt man ruhige Plätze im Garten oder im Gebäude (mit meist offenen Fenstern oder Türen). Wird sie gestört, zieht sie sich leicht in ihr Gewebe zurück. Spinnen an Plätzen, von denen man die Insekten um die Zeit der Beobachtung fernhalten kann, wodurch sie zum Fasten gezwungen werden, sind zuverlässiger als gesättigte oder mit einem gefangenen Insekt beschäftigte. Morgens bis zehn Uhr ist die beste Beobachtungszeit. Man achtet zuerst darauf, ob die Spinne ihr Netz erweitert, neue lange Fäden spinnt oder ob sie ihr Netz durchlöchert oder zerstört hat. Je weiter sie von ihrem Nest (dem trichterartigen Seitengewebe über dem Netz) entfernt sitzt und je weiter sie die Vorderbeine herausstreckt, desto länger wird auf gutes Wetter zu rechnen sein. Sitzt die Spinne gegen 10 Uhr im Mittelpunkte ihres Netzes, gibt's einen guten Tag. Im Winter scheidet die Spinne als Wetterprophet fast ganz aus, da sie sich dann meist verborgen hält und nicht „arbeitet". —

Unter den Fischen ist der beste Wettervoraussager der Schlammpeitzker, der ja auch Wetterfisch genannt wird. Er zeigt im Glase das Wetter auf 24 Stunden an. Droht ein Gewitter oder Regen, steigt er vom Grunde an die Oberfläche des Wassers.

Ist Regen zu erwarten, kriechen Molche, Kröten und Salamander aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Vor dem Regen fliegen Schwalben dicht über Gewässer und Felder, sieht Regen nahe bevor, dann „schreien" sie lebhaft, und Sturm verkünden sie, indem sie sich zurückziehen. Schönes Wetter dagegen hält sie in hohen Lüften. Viele andere Vögel verkünden Unwetter, Kälte und Schneetreiben, indem sie sich wie z. B. die Amnern, Sperlinge und Raben in Haufen bei den Häusern einfinden.

Wenn Pfauen stark schreien, die Katzen sich immerfort putzen, die Maulwürfe hohe Haufen werfen und die Fische im Wasser häufig aufschlagen, wird mit Regen zu rechnen sein. Steigen dagegen die Lerchen morgens früh singend sehr hoch, wird gewiß gutes Wetter bleiben. Bei bevorstehendem Regen kehren die Bienen in ihre Stöcke zurück, die Mücken und Fliegen sind lebendig und stechen stärker als sonst. Wenn sie dagegen hoch im Sonnenschein tanzen, wenn Johanniswürmchen abends hell leuchten, wird der folgende Tag schön sein.

Vor Regen kommt der Regenwurm zum Vorschein.

Tauwetter ist zu erwarten, wenn der Schneefloh sich häufig auf dem Schnee zeigt, und wenn die oben erwähnten Vogelschwärme (Krähen u. a.) von den Gebäuden wieder abziehen. Auch unsere verschiedenen Wildarten (besonders Rot-, Dam- und Rehwild) zeigen durch ihr Verhalten und namentlich durch die Wahl der Zeit ihres Austretens die künftige Witterung an. Verläßt das Wild die Dickungen, um im Stangenholze Stand zu nehmen, kann man meist auf länger anhaltenden Regen schließen. Auch Gewitter haben diese Wildarten im Gefühl. Vor Gewittern bekommt man gewöhnlich ebenso wenig Wild zu sehen wie während der Gewitter selbst. Wilde Kaninchen sind meist, wenn Regen bevorsteht, recht früh „draußen", auch wenn ihre eigentliche Aesungszeit noch nicht gekommen ist.

—⊡—

Zwiſchen Feiſte und Brunſt

Von J. H. Stein.

In schattiger Bohnenlaube sitze ich hinter dickbauchiger Tonkanne mit dem Trank der Levante. Summ-summ und surr-surr schaukelt's in den Feuerblüten und läßt sich gar nicht stören durch den Tabaksrauch. Von der Landstraße herauf quietschen die Räder; dazwischen jauchzen Kinderstimmen — klingt ein verhaltenes Schelten, blafft der Spitz vom Wagen des Bierfahrers, der die Sommerglut mit Erntebier mildern will. Der Kaffee geht; zur Neige; die Zigarre ist aufgeraucht, die Zeitung vom Leitartikel bis zum verantwortlichen Redakteur durchflogen. Da greife ich nach Stock, Glas und Pfeife, um ins Revier zu bummeln, das gleich hinter dem Dorfe beginnt und den kleinen Ort fast umschließt.

An dem ehemaligen Chausseehause entlang windet sich der Weg. Zunächst kommt Schonung, die in diesem Jahre infolge der dauernden Niederschläge und der dazwischen liegenden heißen Tage besonders lange Triebe geschossen hat, als ob sie gleich für zwei Jahre reichen müßten. Kaum daß man in dem dichten Bodengrase eine Wagenspur erkennen kann, denn hier fährt selten ein Wagen, und nur der Postbote radelt täglich darüber.

Vom ergiebigen Regen tagszuvor duftet die Erde frisch und belebend, ein feiner, herber Ackergeruch, der auch dem Städter auffällt. Auf einsamen, selten betretenen Wegen gehe ich weiter. Der Moosteppich dämpft jeden Schritt. Ich gelange an das Gestell und kann die Ablage übersehen, die seit langer Zeit leer ist. Hier wurde kein Holz geschlagen. Die neuen Abtriebe liegen dafür zu ungünstig. So kommt es, daß jetzt in diesem ruhigen Winkel gern Wild steht. Rehe. Doch der Wind geht mit mir, da winden sie und spielohren.

Die Sonne sinkt. Hin und wieder streift schon ein kühler Luftzug die Stirn, huscht ein verlorener Sonnenstrahl über den Weg. Die Kiefernstämme brennen, im Westen ist der Himmel ein Purpurmeer geworden. Im dichten Holz hier herrscht ein trauliches Halbdunkel; das Getriebe der Welt liegt meilenweit. Das Klopfen des Spechts, das Schmätzen, Pfeifen und Zirpen der Vogelwelt — die einzigen Laute, die hierher dringen. Wenn sie für einen Augenblick verstummen, ist die Stille doppelt groß.

Ich bleibe stehen und lasse den Pfeifenrauch verfliegen. Der Wind kommt mir jetzt entgegen. Unter schirmender Rottanne, deren Zweige bis dicht über den Boden reichen, stoße ich den Stock in den Boden und setze mich auf den Stuhl. Ein Stück Rotwild nach dem anderen zieht heran. Voll vertraut äsen sie sich vorbei; Mutterwild, Tiere mit Kälbern. Auch einige geringe Hirsche sind dabei. Die guten, starken schlagen sich erst später zum Wilde. Jetzt sind sie noch heimlich, ein Waldgespenst, das geahnt wird, aber — unsichtbar bleibt. Nur die Fährten verraten's dem Kundigen, wo die Fürsten des Waldes stehen mit der Stärke ihres Geweihs.

Wenige Wochen noch, dann beginnt die Brunft. Für viele Jäger der Zeitpunkt, wo sie dem Hirsch die Kugel antragen. Ein weidmännisches Jagen ist das nicht! Brunftzeit — Hohe Zeit — Hochzeitszeit! Wie sie dem Menschen heilig ist, so sollte er sie auch seinem Wilde halten, damit sich dieses ganz dem Naturtriebe hingeben kann. Einen starken Hirsch oder einen Zukunftshirsch vor beendeter Brunft schießen, heißt sein Revier einem zur Zucht ungeeigneten Material überlassen. Die Brunftzeit bringt das „Hohe Lied" der Heide. Selbst die Natur hilft feiern. Leuchtende Herbstblumen spendet sie. Altweibersommerfäden weben den Brautschleier. Stiller wird's rings umher. Das allezeit offene Buch der Natur predigt „Stirb und werde!" Spricht vom Kommen und Vergehen, verheißt aber auch ein Erwachen und Fortleben nach langem, bangem Todesschlaf. Doch noch weilen wir hier oben im Licht, atmen den Ozonhauch des Kiefernwaldes, schauen hinab auf den tiefblauen See und auf die bunten Farben seiner buchen- und tannenbestandenen Ufer, sehen das Goldlaub, das den Boden bedeckt.

Unter den Baumriesen, auf der Waldblöße auf der Kultur spielt jetzt ein Akt des Tierlebens, das nicht nur dem Weidmann das Herz höher schlagen läßt. Sternklare Nacht. Von den Gründen lösen sich die Nebel, ballen sich zu weißen Schwaden, ziehen auseinander, fließen zusammen, geistern, Schemen gleich um das Gesträuch, überlebensgroße Gestalten mit langen, greifenden Armen. Herber Geruch von Erde, Moos und Moder füllt die Luft. Blasses Mondlicht gibt Erkennen.

In solchen Nächten hat der Weidmann hinausgelauscht, bis von fern ein Ton herüber scholl, den er unter Tausenden herauskennt. Erst leise u. in großen Pausen, dann lauter und kurz hintereinander, ein starkes Röhren, für das Mutterwild der Minnerauf, für den Rivalen der Ruf zum Kampf. „Die Hirsche schreien!", geht's da durch die Jägerkreise. Tag und Nacht sind die Grünröcke draußen, um ihre Hirsche zu verhören. Doch, wenn man denkt, man hat ihn, dann orgelt er im Nachbarrevier, und wenn der Nachbar ihn zu haben meint, dann ist er wieder wo anders. Manche Reviere, die sonst kein Rotwild als Standwild haben, beherbergen es jetzt für kurze Zeit als Wechselwild. —

Für wenige Augenblicke zerreißt das Mondlicht die Wolkenschicht. Der Waldsaum ist genau erkennbar. Mit leisem Flügelschlag schwebt eine Eule dahin. Weit hinten im Dorfe schlagen Hunde an. Sonst lautlose Nacht, tiefe Stille. Nur der Schrei eines ganz nahe stehenden Hirsches durchbricht sie. Wie ein aufziehendes Gewitter hallt der Brünftruf durch den schweigenden Wald. Dann ein Knacken und Brechen von Geäst und Zweigen, ein ohrenbetäubendes Brüllen: Mit phosphoreszierenden Lichtern, den Kopf weit zurückgeworfen, daß das Geweih tief im Nacken liegt, tritt ein starker Hirsch auf die Lichtung. Der Windfang stößt den Atem wie weißen Dampf heraus. Aus der